

Nr. 119 Bydgoszcz, 26. Mai Bromberg 1939

Josef Friedrich Perkonig

Nikolaus Tschinderle

Räuberhauptmann.

(6. Fortsetzung.) — (Nachdruck verboten.)

Da unten springt ein Schatten auf das Haus zu, und zu der nämlichen Zeit ist ein kurzer Lärm bei den Hühnern, als wäre der Fuchs bei ihnen eingebrochen. Jemand schlägt leise auf Holz oder reibt Stein an Stein, ein verstohlener Tritt klopft auf den Weg, aber es ist jeder Ton so behutsam, daß die Nacht still bleibt wie früher, nur wenn einer fremden Spuk ahnt wie Ildefons, dann hat er ein schärferes Ohr für die Geräusche und Rätsel der Nacht.

Ein Blitz kommt aus dem sanften Sternlicht und trifft den jungen Grafen mitten in das Herz: Die Räuber sind beim Haus. Es hat sich doch endlich erfüllt, was ihm der Wirt verheißen hat und was auch nach seinem Glauben geschehen mußte: Ewig kann die Räuberbande nicht droben im Gebirg verweilen, der faulste Grill geht einmal aus seinem Loch.

Den Wirt wecken, den Knecht rufen, so sind sie ihrer drei Mannsbilder, er selber hat ein Pistol, der Wirt hat eine Büchse, der Knecht wird nicht mit leeren Händen kommen. Die Magd kann drunten in der Hauslaube mit einem Schaff voll heißem Wasser warten, bis irgendwo ein vorwitziger Räuber seinen Kopf hereinreckt. Und der Wirtstochter kann man auch irgend ein Ding aus Holz oder Eisen in die Finger geben, sie sieht, wohlgeratene Tochter des Wirtes und Bauers, nicht nach Gnad und Verzagen aus. Aber das alles plant er nur ein paar schnellere Herzschläge lang.

Ein Stern blinzelt nieder zu Ildefons. Ist es nicht verkehrt, was du da tun möchtest? blinzelt der Stern. Bist du ausgezogen, für ein Wirtshaus Räuber zu verjagen? Nein, und wenn sie es vom Keller bis unter das Dach hinauf ausräumen.

Sie scheinen freilich nicht von wilder Art zu sein, sie halten ihre Stimmen im Zaum, und es ist, als schlichen sie auf bloßen Sohlen, sie müssen rein aus ihren Schuhen gestiegen sein. Sie treiben es mehr wie scheue, ängstliche Diebe, nicht aber wie herrische Räuber, denn jetzt müßte schon längst der rote Hahn auf dem Dache krähen und eine Faust an das Tor geschlagen haben. Warum schießt ein Räuber nicht in die Luft oder schreit den Wirt aus dem Bett? Es müßte längst toll hergehen um das Haus, und statt dessen ist es unten bei den Hühnern wieder totenstill, und es schleift auch kein Fuß mehr über den Hof. Was sind das für merkwürdige Räuber, sanftmütig und furchtsam?

Graf Ildefons nimmt alles Geld an sich, steckt das Pistol hinter den Gürtel und schlägt den Mantel um, er allein ein Überbleibsel von den gräflichen Kleidern. Man kann ihn, sobald man auf die Räuber stößt, wegwerfen, hat sich der Graf zu Sankt Herberg vorgenommen; man kann ihn ja auch irgendwo geräubert haben. Er ist die leibgewordene Angst vor dem unbekannten, noch immer tief herab verschneiten Gebirg.

Dann schließt Ildefons die Stubentür auf, das Seufzen der Angeln kommt als heiserer Hall aus dem hohlen Hause zurück; es wäre für jeden schläfrigen Horcher so ruhig wie zu anderer Mitternacht, der Mann auf der Stiege aber hört etwas wie ein Schaben auf Holz, dann klingt es, als stampfe jemand einige Male auf den Boden, für einen Fuß ist es zu schwer, was aber kann dieses langsame, dumpfe Poltern sonst sein? Zuerst hallt es überall in der Finsternis, dazwischen klingelt auch immer wieder etwas wie Glas; leicht ist in der Nacht ein Ohr getäuscht, unten im Hausflur wundert sich Ildefons nicht mehr.

Es kommt jemand aus dem Keller herauf und schleppt ein volles Faß mit sich; auf jede Stufe aber stellt er es hin, es gibt jedesmal den dumpfen Ton. Jetzt ist auch sein Schnaufen zu hören. Der muß früher der schnelle Schatten an dem Haus gewesen sein, wie dünn mag er sich gemacht haben, daß er nicht in dem schmalen Kellerfenster steckengeblieben ist.

Jetzt rollt das Faß auf ebenem Boden.

„Da hinaus!“ sagt Ildefons halblaut an dem Haustor; er hat es beflissen aufgeriegelt.

„Bist du es, Achilles?“ fragt der Faßräuber.

„Ja“, flüstert der Graf.

„Es ist gut gegangen“, kommt es zurück, „wir haben den Wein.“

Jemand pfeift vorne, dort, wo der Bach rauscht. Ich muß hinter dem bleiben, der das Faß rollt, denkt sich Ildefons, dann kann ich die Bande nicht verfehlen. Das Blut schäumt in ihm hoch auf.

Wieder pfeift der Jemand am Bach und es antwortet ihm ein kurzer Pfiff vom Wirtshaus. Das ist auch der einzige Lärm der Räuber, und den könnt einer wohl überhören, wenn er auch wachend im Bett liegt und zur schwarzen Stubendecke hinaufschaut, die Leute pfeifen leise und kurz, daß er glauben müßte, er habe die Pfiffe nur geträumt. Wie sollten sie dann aber einen Mann aus gesundem Schlaf aufwecken und gar erst junge Leute, die liegen wie Hölzer in ihren verriegelten Stuben.

Nikolaus Tschinderle steht noch immer auf der Brücke, und es sind alle seine Brüder längst schon an ihm vorüber, jetzt und jetzt, so vermeint er, müsse irgendwo im Haus ein Licht aufglänzen und eine Gestalt erscheinen, einen Fluch, einen Ruf müßte man hören, der Wirt könnte den Räubern nachschießen, aber alles bleibt still wie zuvor, nichts rührt sich in dem Hause. Nun könnte Nikolaus Tschinderle ja seinen Gruß zu den dunklen Fenstern hinschreien, vernähme ihn dann jemand oder nicht, aber die Nacht verschließt seinen Mund, er bringt keinen Ton von den Lippen. Wohl wehrt er sich gegen sie, doch sie ist stärker als so ein ungelernter, noch verzagter Räuberhauptmann. Deshalb erfährt der Wirt nicht, wer ihm die Ehre

angetan hat, stumme Gäste zu bewirten, und Nikolaus Tschinderle muß es einer anderen, künftigen Heldentat überlassen, daß sie seinen Ruhm zu verkünden anfangen wird.

Ärger würgt ihn, er möchte am liebsten weinen, so verdrossen ist er; was nützt ihm das Glück auf dem ersten Raubzug, wenn niemand wissen wird, daß der von Nikolaus Tschinderle anbefohlen worden ist.

Er torkelt seinen Leuten nach, sie sind hundert Schritte voraus. Endlich ist er dicht an dem letzten, es ist Krummhändl, er gibt sich bald zu erkennen:

„Etwas stimmt nicht bei uns", murrt er.

Wer möchte immer auf den Totenvogel hören? Einer von den anderen soll Laut geben, wünscht Nikolaus Tschinderle bei sich, da steigen sie ihm voran, manchmal klingt ein Stein unter ihren Schuhen oder es glüht ein Funke auf dem Weg. Und über einen von den Leuten wächst in dem ungewissen Schein der Sterne ein runder Schatten hoch, es trägt da vorn einer das Faß auf den Schultern. Der hat schwer zu tragen an seiner Last, und der Hauptmann möchte ihm helfen mit einem guten Wort.

„Ist schwer das Faß, Achilles", ruft er über Krummhändl hinweg.

„Ich trag es nicht", wendet sich die helle Stimme zu dem Hauptmann zurück.

„Der Elias läßt also seine Hand nicht von dem Faß?"

„Ich meine alleweil, der Achilles hat es auf seinen Achseln", meldet sich Elias.

„Es geschehen Wunder", sagt Krummhändl, „das Seppele müht sich einmal mit etwas."

„Wirst es nicht erleben, kräht das kropfige Männlein von vorn her.

„Dann muß der Teufel das Faß tragen, ich hab es auch nicht auf mir."

„Halt!" schreit Nikolaus Tschinderle hinten. Er schlägt aus seinem Stein Feuer auf den Schwamm und mit der schwachen Glut leuchtet er dem Manne vor sich in das Gesicht; es ist Krummhändl.

Ein paar Schritte weiter steht Elias und noch ein paar Sprünge ferner Achilles. Jetzt geht der Hauptmann auf die nächste Gestalt zu und hält ihr den glimmenden Schwamm unter die Nase. Das ist ein fremdes Gesicht.

„Wer bist du?" fragt Nikolaus Tschinderle, seine Stimme zittert.

„Guter Freund", sagt Ildefons, „sonst hätt ich das Faß schon abgeworfen."

Alle Räuber sind im Augenblick bei ihrem Hauptmann, am schnellsten das Seppele.

„Er ist ein Spion. Wir müssen ihn aufhängen."

„Du hast gehört, was er sagt."

„Ich habe gehört, ja."

Ildefons hebt das Faß von den Schultern und stellt es nieder auf den Weg; die Dauben krachen dabei verdächtig, und Elias jammert:

„Das Faß wird noch in Fransen gehen. Laßt es ihn tragen, mag er sein, wer er will."

„Was ist deine Meinung?" wünscht der Hauptmann zu wissen.

„Aufhängen könnt ihr mich, aber Spion bin ich keiner."

„Wie kommst du zu uns?"

„Ich habe euch im Wirtshaus geholfen und bin mit euch fort."

Die Stimme, wundert sich Nikolaus Tschinderle, diese Stimme ist mir bekannt. Er bläst in die Glut und leuchtet wieder zu dem Gesichte hin. Hier in dem Gebirg trifft man also den Herrn, mit dem man das Gewand getauscht hat. Man hat es ihm damals schon angemerkt, wie ihm das Pflaster von Sankt Herberg unter den Füßen gebrannt haben muß. Den hat die Welt ausgestoßen wie uns alle.

„Hast du uns vielleicht gesucht?" forscht Nikolaus Tschinderle.

„Ja. Ich kann es bei der heiligen Jungfrau beschwören."

„Gut, wir nehmen dich auf. Bist ein feiner Herr, wir werden dich Graf heißen."

Und im geringen Sternlicht gibt einer nach dem andern dem neuen Bruder die Hand.

10.

Die frühe Sonne scheint auf die Leute nieder, sie wird ihnen zum Mahle leuchten. Es tafeln Hungrige an anderen Orten, wenn die Sonne in der Mitte des hohen Gewölbes steht oder wenn sie schon verschieden ist, hier aber bereitet sich die Räuberbande zum Mahl, da sie eben aus dem Berge Michaelhut gesprungen ist, Krummhändl will gesehen haben, wie sie gleich einer Quelle aus dem Bergsaum in den roten Wolkenschaum emporsprudelte.

Aber nur der Graf hört auf ihn, er ist neu unter ihnen, er schaut auch hinauf zum goldgerandeten Berg. Die anderen vier haben keine Weile, sie haben an dem Feuer zu tun, über dem sie die Hühner braten werden, zu klein ist drinnen der Herd für ihren Hunger und ihre Beute, sie schnitzeln an dem Bratspieß, schon sind die zwei Gabeln, in denen er sich drehen wird, in den Boden geschlagen. Und Elias klopft an dem Faß herum, vom Tau sind die eisernen Reifen feucht, Elias meint zuerst, der Wein ränne irgendwo bei einem haarfeinen Spalt heraus, und er leckt das nasse Eisen ab. Ach, es ist nur Wasser, was er schmeckt. Er richtet alles auf dem Almboden zurecht, was man zur Hand haben muß, wenn man so ein Faß anzapfen will, Elias hat auf den Heber und auf die Gläser nicht vergessen. Wenn jeder so mit Vorbedacht geräubert hat, dann muß sie der Hauptmann alle loben.

Dem Nikolaus Tschinderle aber ist es nicht zumut, daß er wieder von dem Überfall auf das Wirtshaus reden könnte. Er liegt abseits im kurzen Gras, er hat die Hände unter dem Kopf und zählt die Wolken am blassen Morgenhimmel. Immer noch kann er es nicht verwinden, wie sie einen guten Anlaß vertan haben, und es dämmert ihm auf, daß sie sich von nun ab einer anderen Art befleißen müssen, wollen sie als Räuber gelten und als Räuber verrufen sein. Mit Messer und Feuer müssen sie umgehen können, wie es solchen vogelfreien Leuten ziemt, und vor einem Pistolschuß dürfen sie nicht zusammenschrecken. Überhaupt: so ein Pistol muß jeder haben und wenn man die Pistolen jemandem aus dem Fleisch schneiden soll. Vor Menschenblut hat man kein Grausen mehr, nein, man ist hier in dem Gebirg schon am ersten Tag ein anderer geworden.

So verhärtet sich Nikolaus Tschinderle gewaltsam, und es fände sich wohl noch manches, mit dem er sein Schneiderherz züchtigen tät, wenn Elias und das Seppele jetzt nicht mit Geschrei dem Hahn nachsprängen, den sie als erstes Opfer aus der Hütte holten, wo alle Hühner eingesperrt sind, und der ihnen mit ein paar Flügelschlägen entkam. Der Hunger des Dicken, der Durst des Langen, sie hätten auch einen schnelleren Hahn bald erwischt.

„Wer wird ihn umbringen?" fragt Elias.

Das kropfete Seppele spürt gleich, daß der nasse Elias kein Hahnentöter sein möchte und deswegen sagt es schadenfroh:

„Du. Wer sonst?"

„Ich mag mich nicht mit Blut anpatzen, wenn ich nachher den Wein herausheben muß."

„Wisch die Finger mit Gras ab."

„Nein, der Krummhändl soll den Hahn schlachten."

„Ich versteh mich nicht darauf, der Achilles weiß besser, wo man einem Hahn hineinsticht."

„Ich hab mein Lebtag noch kein Vieh abgestochen. Der Graf soll damit seinen Einstand feiern."

„Laßt mich aus, ich bin noch der Niemand. Die Ehr soll für einen anderen aufgehoben sein."

Da ist die Ehre auf ihrer Wanderung im Kreis wieder bei Elias angelangt und er schiebt sie geschwind von sich:

„Der Hauptmann muß es tun."

Nikolaus Tschinderle hat mit Angst wahrgenommen, wie einer nach dem andern sich weigert, dem Hahn den Hals abzuschneiden. Nun könnte ja auch er die Ehre, die ihm da vermeint ist, wieder weiterwandern lassen und einen der Fünf heißen, den Hahn zu schlachten, wird es ihnen dann aber verborgen bleiben, daß er nur deswegen das Messer an einen anderen abgegeben hat, weil er selber nicht imstande ist, dem Hahn in den Hals zu stechen? Der will unser Hauptmann sein? werden sie aufbegehren, kann nicht einmal einen Hahn umbringen und möcht uns anführen? Es graust ihn vor ein paar Tröpflein Hühner-

blut, und der will dann einen Menschen anzapfen? Ja, es ist nicht anders: An diesem verfluchten Hahn hängt deine ganze Würde, du Räuberhauptmann!

Da geht denn Nikolaus Tschinderle mit Messer und Hahn tapfer hinter die Hütte, niemand soll ihm anmerken, wie bitter schwer ihm der Mord an dem unschuldigen Tiere wird, und dort, im Schatten, wohin keines Auge reicht, bringt er den Hahn vom Leben zum Tode, aber er schwört bei sich, es war sein erster und letzter. Gezeigt hat er den Fünfen, daß er sich vor so einem lächerlichen Stich nicht fürchtet; wie er beinahe selber umgestanden ist dabei, werden sie niemals erfahren, denn er kommt wie ein Held wieder aus dem Schatten hinter der Hütte her. Er wirft den toten Hahn dem Elias zu, so daß noch ein kleiner Blutregen auf ihn niedergeht, das ist die Vergeltung. Und dann legt er sich wieder hin ins Gras, mögen die andern noch mehr Hühner schlachten und auf den Bratspieß stecken, er will auch kein gebratenes Huhn mehr anrühren, er wird sich an das trockene Brot halten, das auch unter der Beute ist und wird Wein dazu trinken.

Ja, der Wein!

Jetzt will ihn Elias aus dem Fasse heben, andächtig sehen die Brüder zu ihm hin, nur das Seppele läßt kein Auge von dem vollen Spieß, den es dreht; und jeden Tropfen Fett, der ins Feuer fällt und rort verknistert, möchte es am liebsten mit der Zunge auffangen. Elias schlägt den Spund ein, versenkt den Heber und saugt an dem Mundstück, gleich wird der Wein am Lichte sein, schon hält Elias, während er sich zu dem Spundloch niederbeugt, sein Glas mit gestrecktem Arm hinter sich, und der ist wie ein Wegweiser in eine fröhliche Stund.

Wenn der Wein so süß und stark ist, wie er gelb in das Glas rinnt, dann, Land am Gebirg, bist du ein paar Tage und Nächte sicher vor der Räuberbande.

Wie neiden sie dem Elias den ersten Schluck; er spannt sie ein wenig auf die Folter, umständlich nur setzt er das Glas an den Mund. Der spitzige Adamsapfel steigt ein paarmal auf und nieder, die Augendeckel fallen ihm zu. Allen rinnt das Wasser unter dem Gaumen zusammen, da sie es mitansehen müssen, wie er sich einstimmt auf den gelben Wein.

Doch es geht die Welt unter. Elias spuckt den Wein wieder aus, fast trifft der Strahl das kropfete Seppele am Feuer, und das Glas wirft Elias an die Hütte.

„Was hast du?“ zürnt Krummhändl im Regen der Glassplitter.

Der nasse Elias redet keinen Ton; er geht von der Hütte fort über die Alm hin, als verließe er die Brüder auf Nimmerwiederkehr. Achilles riecht an dem Spund, Krummhändl leckt an dem Heber.

Zu gleicher Zeit sagen sie: „Essig!“

Das kropfete Seppele verschluckt sich, die anderen lachen. Achilles gibt dem Faß einen Fußtritt und rückt es damit von seinem Ort; es schaukelt ein paarmal leicht, wie ein schwerer Mensch ein wenig wankt, wenn er sich zu jäh erhebt, dann beginnt es zu rollen, schneller und schneller, über den abschüssigen Almboden hinab entschwindet es, poltert tiefer unten noch einige Male, und es bleibt von ihm nichts als Gelächter, Schadenfreude und Bedauern.

Geschieht euch recht! denkt sich Nikolaus Tschinderle abseits.

Ja, so schleppt man manchmal Essig für Wein auf einen Berg.

(Fortsetzung folgt.)

Wolfgang Federau.

Zwischen Tag und Traum.

Ein Eichendorff-Erlebnis in Danzig.

Auftauchend aus dem grünen Dom des Waldes, der ihn bislang behütet und geborgen hatte, sah der einsame Wanderer jetzt schon die alten Herrenhäuser, die „Höfe“, zu seinen Füßen liegen. Lässig, ohne Eile strebte er an ihnen vorbei dem Marktflecken Oliva entgegen. Oliva, dachte er, Viola, Veilchen, lindernd mit süßem Duft die Wunden, die ein langer Krieg dem Lande geschlagen. Hier ist doch einmal ein Friede geschlossen worden, ein wichtiger Friede. Wann war es nur? Daß man das vergessen konnte, daß das alles mit einem Male so fern war, so furchtbar fern!

Auch das andere. Warum nur, so fragte er in sich hinein, warum nur habe ich das getan? Warum bin ich plötzlich aufgestanden, geflohen, ja — es gibt kein anderes Wort, ich weiß — von meinem Tisch weg, von meiner Arbeit weg? Ich hätte doch — ja, alles habe ich versäumt, was meine Aufgabe und Pflicht gewesen wäre. Ich hätte Urlaub erbitten, ich hätte eine Entschuldigung für diesen jähen Aufbruch ersinnen müssen. Oder nicht?

Der Einsame lauschte in sich hinein. Aber es kam keine Antwort. Es blieb alles still, stumm.

„Es war die Qual“, sagte er zu sich selbst. „Es war die betäubende Unruhe. Ich . . . ich konnte einfach nicht länger sitzen, vor meinem Tisch, vor den Akten, die sich darauf häuften. Es war nicht zu ertragen. Es war . . . zuviel . . .“

Er erstieg eine der Hügelkuppen, blickte von dort auf die offene Gebärde der weiten, sonnenüberglänzten Ebene hinab, auf die Äcker, die vor wenigen Wochen noch goldene Ähren getragen hatten. Jetzt waren sie arm, beraubt und leer. Er sah das Meer, einen sattblauen Strich im Osten, und südwärts sich wendend die Stadt. In weichen, verschwimmenden Umrissen stand sie da, mit Türmen und Mauern und Giebeln, reckte sich gegen das rauchige Grau des fahl leuchtenden Himmels, hob sich Sankt Mariens stumpfer, gewaltiger Turm zugleich trotzig und schirmend dem unendlichen Glast entgegen.

Weiter . . . Weiter! Im Scheitel ihres flachen Bogens stand die Sonne . . . Mittag mochte es sein, oder gar später schon . . .

Im Schloß, vor dem Fürstbischof Joseph von Hohenzollern, stand ein bestaubter Wanderer. Wunderlich nahm er sich aus, mit den Spuren eines langen Weges und mancher kurzen Rast auf waldigem Boden an der Kleidung.

Des fürstlichen Bischofs kluges, verschlossenes und blasses Gesicht verriet nichts von der Verwunderung, die ihn beim Anblick seines Gastes, bei Erwägung der ungewohnten Stunde erfüllte. Ungewohnt, da doch der Besucher ein Amt hatte und seine Arbeit und oft genug vernehmliche Klage darüber geführt hatte, daß er den Tag nicht immer nutzen könne, wie er wohl möchte. „Mein lieber Freund und bester Umgang allhier“, sagte der Bischof mit warmer Stimme, mit ungespielter Herzlichkeit. Dieser Mann, der da vor ihm stand, war seinem Herzen sehr, sehr nahe.

Er wollte Befehle geben, er wollte dem gern Gesehenen vorsetzen lassen, was Küche und Kammer boten. Aber der andere wehrte ab. „Ein Tropfen Wein wäre alles, was ich mir wünschte“, sagte er mit in sich gekehrtem Lächeln.

Sie saßen vor dem Kamin einander gegenüber. Es war schon kühl in diesen Räumen, doch strahlte ein mächtiges Feuer aus lodernden Buchenscheiten Wärme und Behaglichkeit.

Der Bischof sprach von seinen Amtsgeschäften, von den Sorgen, die ihn bedrängten. Ein Mann seines Glaubens, dieser Freiherr, dieser Schlesier, den das Schicksal hierher verschlagen hatte — man konnte wohl offen mit ihm reden. Er sprach also von dem Oberpräsidenten, von dem Herrn von Schön. Bedachtsam, deutlich kühl, mit betonter Abwehr.

„Ein kluger Mann und ein bedenklicher Mann“, sagte er. „Unsere Kirche kann seines Waltens nicht froh werden. Kind der Aufklärung, gesäugt mit englischer Staatsweisheit. Es heißt, er erstrebe die Simultanschulen, es heißt, er wolle die Religion ganz aus der Schule verbannt wissen. Eine Meinung, die uns mit Besorgnis und Schrecken erfüllt. Nur gut, daß man in Berlin diese verderbliche Ansicht nicht teilt. Ich wäre Ihnen verbunden, lieber Freiherr, wenn Sie mir Ihre Meinung über die grundsätzliche Einstellung des Herrn von Schön bei dieser vertraulichen Gelegenheit darlegen wollten.“

Der andere schwieg lange. Schließlich schaute er auf. Das Gesicht des Fürstbischofs leuchtete hell und erwartungsvoll. Sein Besucher mochte dieses Gesicht gut leiden, er mochte auch den Bischof gut leiden. Aber . . .

Er richtete sich auf. „Der Oberpräsident ist mein Vorgesetzter“, sagte er still. „Er ist auch mein . . . Freund.“

Das Gesicht des Bischofs verdunkelte sich. Er begriff.

„Verzeihung“, sagte er, sehr leise, aber herzlich. „Es war unrecht von mir . . . . ich hätte so nicht fragen dürfen.“

Eine kleine Weile schwiegen beide. Plötzlich brach es aus dem anderen hervor, ungestüm:

„Ich bin sehr unruhig im Herzen. Alles bedrängt mich. Auch mein Amt — dieses vor allem. Ich tue, was es mir aufbürdet, aber es ist schwer. Es ist eine Fessel, die mich wundreibt. Ich habe Brot und Würde und Weib und Kind und alles . . . aber ich bin sehr arm.“

Der Bischof lächelte. Es war ein tröstendes Lächeln.

„Ich habe viel von Ihnen gelesen“, sagte er. „Ich habe mich daran erfreut, wie man sich an allem Schönen erbaut und erfreut. Ich habe Sie manchmal beinahe beneidet. Viele werden es getan haben und noch heute tun. Arm? So wissen Sie nicht, oder haben es im Augenblick vergessen, wie reich Sie sind. Weil Sie alles, was die anderen in der Welt suchen, und vergeblich suchen, in sich tragen. Auch die Freiheit.“

„Auch die Freiheit?“

„Ja. — Aber Sie wissen das selbst . . . es ist Ihnen nur entfallen, eben . . .“

Der Freiherr erhob sich plötzlich.

„Ich bitte zu entschuldigen, wenn ich aufbreche. Ich . . .“

„Ich werde Ihnen einen Wagen geben lassen“ meinte der Bischof.

„Sie werden müde sein von Ihrem langen Weg.“

„Ich möchte gehen“ kam die Antwort. „Es wird mir gut tun zu gehen, ich bin nicht müde. Wirklich nicht . . .“

Wie kurz die Tage schon waren. Dämmerlicht herrschte, als er den schönen Park mit den sauber geschnittenen Hecken, mit den großen, jetzt leeren und von welkem Blattwerk überrankten Blumenrabatten verließ. Und da er an den Saum des Waldes kam, war es beinahe schon Nacht. Doch schien voller Mond silbern vom wolkenlosen, sammetschwarzen Himmel hernieder; so konnte er nicht fehlgehen, sein Fuß nicht straucheln.

Nun war er schon nahe Brentau — die stumpfen Kuppen dieser unbewaldeten Hügelchen grüßten ihn vertraut. Und jetzt wehte auch bereits das leise, silberne Rauschen des Mühlbachs durch die Finsternis. Silberhammer! Bald, nur ein paar Schritte noch, dann war er zu Hause.

Zu Hause! Das Wort tat ihm wohl, mit einem Male, es wärmte ihn, besser als das bischöfliche Kaminfeuer vorhin es getan hatte. Da hob nun das alte, schöne Gutshaus seine Umrisse aus der Nacht. Der Hund schlug an. Licht strahlte tröstend aus einigen Fenstern. Luise, seine Frau, kam ihm entgegen, auf der Diele, blaß, aufgeregt. Ihre geröteten Augen sagten ihm, daß sie geweint hatte. Das tat ihm leid. Sie mühte sich um ein Lächeln — es war schmerzlich anzusehen.

Er schloß sie in seine Arme. Wie wohl ihre warme, atmende Nähe ihm tat. „Sei lieb!“ bettelte er. „Frag' mich nicht. Morgen . . .“ Sie hielt einen Brief in der Hand. „Es ist die Handschrift des Herrn von Schön“, flüsterte sie. „Willst du nicht wenigstens . . .“

„Morgen“, wehrte er ab und verschwand in seinem Zimmer.

Sie blickte ihm lange nach, traurig erst und dann doch mit einem zagen Lächeln. Daß er nur wieder da war! Daß er nur wieder da war! . . .

Er öffnete weit das Fenster — die nahen Bäume atmeten Frische, Ahnung auch von baldigem Sterben in den Raum. Und unten der Bach rauschte — immer war das Rauschen eines Baches in seinem Leben, dieser sanfte, süße Ton. In den schlesischen Wäldern, in seiner fernen Heimat rauschte das Wasser ebenso . . . ein Lied, eine Melodie, die um die ganze deutsche Erde ging, die einem die Fremde lieb machte und vertraut.

O süße Nähe, süßere Ferne!

Der Einsame in spärlich erhellter Kammer greift in die Lade seines Tisches — da ist ein Bündel Papier, lang genug hat es geruht, unberührt beinahe, oft vorgenommen, gleich wieder bei Seite gelegt. Jetzt breitete er die Blätter vor sich aus, griff nach der Feder. Seine Hand zitterte, sein Herz zitterte auch.

Plötzlich ist alles um ihn versunken, Haus und Dach und Weib und Amt und alles, was ihn den ganzen Tag über bedrängte und nicht losließ. Selber ist er der Müllerssohn, der Taugenichts, er liegt vor der Mühle, er reibt sich die Augen — das Mühlrad hämmert und poltert . . . Silberhammer? Silberhammer? schwer drehen sich die Mahlsteine, der Vater rumort da drin im Gebäu. Vorbei . . . vorbei . . . die Wanderschaft geht auf, da sind die beiden Damen, wie schön rot die eine ist und dick, wie eine richtige Tulipan, sie nehmen ihn in ihre Reisekutsche auf. Schloß- und fagottblasender Portier, schnippische Kammerjungfer und vornehme Frau . . . alles wird wahr und lebendig, der Einnehmer im gelbpunktierten Schlafrock, Italien und Rom, die Sehnsucht nach der nordischen Heimat und die andere Sehnsucht, nach ferner Horizonte Himmelblau . . .

Mit einem Male blüht das auf, quillt das empor in Überfülle, die Feder kann's kaum schaffen, die inneren Gesichte zu bannen, sie festzuhalten, es steigt empor, verströmt sich wie aus überquellender Schale . . . Freiheit? Freiheit? Wer will, wer darf dem Flug der Phantasie Fesseln anlegen? Da ist kein Käfig, der sie halten kann, kein Gitter, das sie hemmt.

Noch immer fegt die Feder über das Papier. Bis sie endlich, da bereits der Morgen fahl durch das Fenster dämmert — längst hat man es schließen müssen, denn die Kühle der Nacht hat sich doch hineingeschlichen in die Kammer, aber Ruch des Waldes und Rauschen des Baches trägt man in sich, hört man, spürt man durch das geschlossene Fenster — der müden Hand entgleitet . . .

Müde? Als sie wenig später einander gegenübersitzen, Mann und Frau, wähnt sie, er habe seit langem nicht so jung, so glücklich und beschwingt ausgeschaut.

„Der Brief“, erinnert sie endlich — ihr Herz klopft bang. Was mag er für Nachricht enthalten?

Geruhig greift des Mannes Hand danach.

„Herrn Baron Joseph von Eichendorff, Hochwohlgeboren“ liest er. Langsam bricht er das Siegel.

Die Frau schaut ihn an, während er liest. Es scheint nichts Ungutes in dem Dokument zu stehen.

„Er teilt mir mit“, sagt der Dichter, und er tut, als ginge es ihn nichts an, aber seine Mundwinkel zucken, „daß es ihm viel Freude gewähre, mich benachrichtigen zu können, daß ich durch Allerhöchste Kabinettsorder zum Regierungsrat ernannt sei.“

Sie wirft sich an die Brust des Mannes, des Geliebten.

„Freust du dich nicht?“ will sie wissen. Er ist so seltsam.

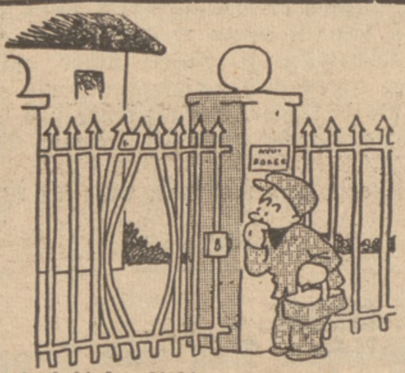
„Doch . . . doch . . . ich freue mich.“

„Und gestern“, wagte sie noch zu forschen, „wohin bist du gestern gegangen? — ich hatte solche Angst deinetwegen.“

„Wohin?“ Er suchte lange nach einer Antwort. Dann, sehr leise: „Zu mir.“

Sie schaut in seine Augen. Und ihr Blick versinkt, ertrinkt in einer strahlenden, bodenlosen Tiefe. (dp)





„Na, hat doch dieser Athlet wieder seinen Schlüssel vergessen!“

Zakład graficzny i miejsce odbicia, wydawca i miejsce wydania: Drukarnia A. Dittmanna T. z o. p., Bydgoszcz, Dworcowa 13.

Odpowiedzialny redaktor: Marian Hepke.

Zarządzający zakładem graficznym: Hermann Dittmann, Bydgoszcz.